Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 11 (1905)

Artikel: Gotthelfiana

Autor: Tobler, G.

Kapitel: II: Briefe an Regierungsrath Dr. Joh. Rudolf Schneider, den jüngeren, in Bern

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-128154

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist, aber allenthalben bleibt die obere Leitung in den Händen der kantonalen Commission, damit nicht lokale Leidenschaften verderblich einwirken können.

Mit aller Hochachtung ehrerbietig verharrend wohlderselben gehorsamer

Albert Bitzius, Pfr.

II.

Briefe an Regierungsrath Dr. Joh. Rudolf Schneider, den jüngern, in Bern.[1])

1.

Lüzelflüh, den 11. September 1840.

Hochgeachteter Herr!

Sie erhalten hier eine sonderbare Zusendung.

Diesen Sommer machte Pfr. Lüthi von Rüegsau[2]) eine Reise ins Bündnerland, findet in Truns einen Bergmann, und was sie eigentlich mit einander verhandelt haben, weiß ich nicht, aber nach wenig Tagen erhalte ich den 1. Theil der Beilage. Ich stelle die Herrn Pfr. Lüthi wieder zu mit der Bemerkung, daß ich kein Volksbuch herausgebe, auch mit dem Kalender nichts mehr zu thun habe[3]), mit keiner Zeitschrift in Verbindung stehe, so daß ich damit gar nichts anzufangen wüßte. Was Herr Pfr. Lüthi nun schrieb, weiß

---

[1]) Die Originale sind im Besitze der Fräulein Johanna und Ida Schneider in Bern.

[2]) F. Ludwig Lüthi (1796—1854). Vgl. R. Hunziker, Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen (1903), Seite 95.

[3]) Gotthelf war doch von 1840—1845 Hauptarbeiter am „Neuen Berner-Kalender".

ich wiederum nicht, aber nach kurzer Zeit langte der 2. Theil an mit dem Ersuchen, denselben in hiesige Blätter und dann in den „Alpenboten" einrücken zu lassen [1]). Für eine Zeitung scheint mir die Sache unpraktisch, da die Geschichte zu lang wird. Ich dachte nun an die Volksbibliothek [2]) und bin so frei, Ihnen das Pack zuzustellen, ohne über dessen Werth oder Unwerth eine Bemerkung machen zu können, da ich von diesen Dingen nichts weiß. Bedeutungslos ist der Gegenstand allerdings nicht.

Sie werden denken, es sei eine komode Sache von mir, Sie mit mir überlästigen Dingen zu belästigen, statt Ihrer freundlichen Einladung zu entsprechen und selbst für Ihre Volksbibliothek etwas zu arbeiten. Aber weiß Gott, beim besten Willen bin ich nicht dazu gekommen. Ich komme mir manchmal vor wie in einer Trettmühle, wo es rundum geht und kein Ende kömmt. Noch habe ich eine Sache lange nicht fertig, so hat mich schon etwas anderes gepackt und will mich nicht loslassen, bis auch es freigeworden und lebendig. Zu dem kommen Amtsgeschäfte ohne Zahl, Plackereien ohne Unterlaß, und wenn man alles dieses überwunden, so schickt endlich noch der Weibel Flückiger seine Werke samt einem alten Buche mit der Frage: ob er ein neues

---

[1]) Der Alpenbote. Eine Zeitung fürs Schweizervolk. Glarus. 1840—1843. J. J. Reithard beteiligte sich an der Leitung desselben. Hunziker a. a. O. S. 17.

[2]) Seit 1836 erschien in Dr. Schneiders Verlag und Buchdruckerei in Biel „Die Volks-Bibliothek für einen Batzen", eine belehrend-unterhaltende Familien-Monatsschrift. Sie nahm im Jahre 1846 den Titel an: „Neue Volks-Bibliothek"; Ende des Jahres ging sie ein. Vgl. G. Tobler. Aus Karl Mathy's Schweizerzeit. (Neujahrsblatt des hist. Vereins des Kantons Bern 1906.).

daraus machen solle? Ich kriege nicht selten recht eigentliches Mitleid mit mir, wenn ich an herrlichen Morgen hinter den Fenstern sitze, statt wie früher durch den Bohnenplätz den Guggummern und den Bäumen nach streichen oder pomadig in den blauen Himmel hinauf staunen zu können. Und dann will Niemand mir helfen mich bemitleiden, Niemand mein Heimweh nach frühern Zeiten und namentlich nach den Tagen, wo im grünen Walde mein Hund kläffte und das Häschen an mir vorüberſprang, begreiffen.

Doch, werden Sie denken, müsse allerdings die Ursache zum Mitleid noch nicht so groß sein, wenn ich Zeit zu so unnützem Schwatzen hätte; aber eben das gehört wieder zu meinem Jammer, daß ich immer selbsten wieder Anlaß gebe, daß die Menschen mich nicht bemitleiden wollen.

Können Sie die Inlage brauchen, so bitte nach Ihrer Benutzung um gefällige Rücksendung, damit das Ding noch gelegentlich nach Glarus[1]) wandern kann. Es ist dieß eine eigenthümliche Manier, etwas von Chur anhero zu senden, um dasselbe in den Alpenboten aufnehmen zu lassen.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

Alb. Bitzius.

2.

Lüzelflüh, den 18. Oktober 1840.

Hochgeehrtester Herr!

Sie verzeihn mir wohl gütigst, wenn ich in einer Verlegenheit wieder an Sie wachse. Es ist wirklich

[1]) Eben zu Reithard in den „Alpenboten“.

merkwürdig, wie die Leute sich mich als eine Art Gebärmutter denken, in die man nur etwas zu legen brauche, damit es an Tag gefördert werde. Hab ich doch kein Blatt zu meiner Disposition und Noth genug mit meinen eigenen Kindern.

Am Schießet [1]) drückte mir Elias [2]) mit Bedeutsamkeit ein Manuscript von circa 5 Bogen in Hand, dessen Inhalt beiliegender Titel bezeichnet. Ich las dasselbe, und es enthält sicher viel Gutes, das aber weder Sie noch ich noch die meisten Väter ausführen können, wohl ältere Kinder, wo deren sind. Indessen war ich in Verlegenheit und wußte nicht, was mit der Sache machen. Im G'stürm jener Zeit konnte ich Elias nicht einmal fragen, was die Schrift enthalte, geschweige was ich mit ihr machen solle. Gestern nun kommt Elias daher und will wissen, was ich damit zu machen gedenke, oder was für Rath ich ihm gebe? Ich mußte ihm nun bekennen, daß ich nichts damit zu machen und Rath keinen andern zu geben wüßte, als (Sie verzeihen mir wohl) sich an Sie und Ihre Volks-Bibliothek zu wenden. Das gefiel ihm, aber ich sollte die Anfrage thun. Nun ja, das übernahm ich, konnte ich doch zugleich mein Sündenbekenntniß ablegen, und stehe also

---

[1]) Das eidgenössische Schützenfest in Solothurn vom 12.—18. Juli 1840. Vgl. die Worte Jeremias Gotthelfs über dasselbe in „Eines Schweizers Wort" (Volksausgabe von Prof. F. Vetter VII, 310—12.). Illustration bei Seippel, Die Schweiz im 19. Jahrhundert III, 357.

[2]) Phocion Heinrich Elias (1782—1854), Turnlehrer in Bern. Er war auch schriftstellerisch tätig für Einführung und Ausbildung des Turnens. Vgl. Sammlung bernischer Biographien IV, 175—184. Die oben berührte Arbeit von Elias erschien nicht in der Volks-Bibliothek.

wiedermal vor Ihrer Thüre mit der Frage: ob Sie wohl erlauben, daß ich besagtes Manuscript Ihnen zusende? Erst nachdem Sie es gelesen, ließe sich das Nähere besprechen. Es ist darin von Tafeln die Rede, sie scheinen mir aber nicht absolut nothwendig.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Beurtheilung meiner Armennoth[1]; sie ist wenigstens ein gut gemeintes Büchlein. Ich bin mit Ihnen in zwei Dingen vollkommen einverstanden. Arme wird es immer geben, mit Geld oder Zwang ist nicht zu helfen. Hingegen bin ich auch überzeugt, daß so wie jetzt, es nicht bleiben darf und daß Geld allein nicht helfen kann, es sei denn, Gott verzehre durch Pest und Schwert die Hälfte der Menschen.

Wie ich vernommen, haben Sie unsere Anstalt besucht[2]) und zwar mit Zufriedenheit. Das freut mich sehr. Denn ich bin überzeugt, daß Sie nun auch mit mir den Glauben theilen, daß auf diese Weise man wenigstens eine Hoffnung habe, der Armuth das Gift zu nehmen. Ist aber all unser Arbeiten, so bald es ein intellektuelles, höheres und nicht bloß eines um 10 Krz. Taglohn oder um Quartalzäpfen ist, ein anderes, als ein Arbeiten auf Hoffnung? Und aus Hoffnung suchen viele den gegenwärtigen Kübel umzuleeren, am gleichen Kübel zerren die verschiedenartigsten Leüte mit den verschiedenartigsten Hoffnungen. Den Kübel werden

---

[1]) Die „Armennoth" erschien im Jahre 1840. Es ist mir nicht möglich, zu sagen, wo sich Dr. Schneiders „Beurtheilung" vorfindet.

[2]) Die Armenerziehungsanstalt für Knaben in Trachselwald, errichtet 1835.

sie wohl umbringen, was für Hoffnungen dann erfüllt werden, wird die Zeit lehren.

In einer Republik beruht der Stand der Dinge auf dem Zutrauen zu seiner Haltbarkeit; ist das einmal untergraben, hört man allenthalben sagen, es hets nimme, dann kömmt vielen die Lust, ihn umzustürzen, weniger aber ihn zu vertheidigen; alles um der Hoffnung willen. Diese Hoffnung ist aber bei Manchem nichts anderes als das Spiel des Kindes, das ein Kartenhaus gebaut und nun daran bläst, so stark es mag aus Langeweile und dann bitterlich weint, wenn es zusammenstürzt.

Warum sollte ich nun nicht auch bei diesem allgemeinen Treiben auf Hoffnung hin an der unschuldigen Hoffnung hangen, daß das Heil nicht kommt mit äußerlichen Gebehrden, sondern von innen heraus und daß so mit auch das Heil für die Armuth nicht liege in diesem und jenem Gesetz, dieser und jener Ordnung der Dinge, sondern im Zustand ihrer Seele und daß daher, indem man für den Geist der Armen sorge, man am kräftigsten kämpfe gegen die äußere Armuth. Ich bin da durchaus entgegengesetzter Meinung mit Euerm Präsidenten Tscharner v. K. [1]), der, weil er für das meiste Geld die schönsten Stiere kriegt, glaubt, mit

[1]) Friedrich Tscharner zu Kehrsatz (1780—1862) — nicht zu verwechseln mit dem Schultheißen Karl Friedr. Tscharner — Mitglied des Regierungsrates, von 1831—1846 immer Präsident des Departements des Innern. „Um den Kanton Bern hat er sich durch seine rastlosen Bemühungen in verschiedenen Zweigen der Volkswirthschaft, besonders auf dem Gebiete der Viehzucht, große Verdienste erworben", schreibt über ihn das Intelligenzblatt vom 19. Oktober 1862. Gef. Mitteilung von Herrn K. Thomann auf dem Staatsarchive.

Geld sei allenthalben so viel auszurichten als auf dem Stierenmarkt und auf den Hengstenzeichnungen. Und wiederum auf Hoffnung hin habe ich Neues unternommen, nämlich eine Dienstbotenlitteratur zu schaffen[1]) Es geht mir wie in den Bergen, wenn der Föhn geht und die Lawinen losmacht, so schießen mir die Titel von Büchern durch den Kopf und bleiben verstopfend vor dem Ausgang aufgehäuft, so daß ich, um hier zu athmen, mit aller Anstrengung am öffnen arbeiten muß. Kaum aber habe ich einen Titel frei gemacht, vom Stappel gelassen und meine nun frei aufzuathmen, so wird ein anderer unter's Loch gedrängt, die Arbeit geht von vornen an, und die Ruhe bleibet aus.

Indessen das ist ein Schicksal, das, wie Sie sehen, ich mit Ihnen zu theilen die Ehre habe. So wollen wir's geduldig tragen, aber wiederum in der Hoffnung, daß das Wohl des Ganzen ein solches Loos den Einzelnen auferlege. Und in der Hoffnung, daß Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung genehmigen, habe ich die Ehre zu verharren als Ihr gehorsamer

Alb. Bitzius.

3.

Lüzelflüh, den 29. December 1840.

Hochgeachteter Herr!

Ihre geehrte lezte Zuschrift kam mir unerwartet: ich glaubte Ihr Stillschweigen zu begreifen. Ich meinte nämlich, Sie kennten Elias so, daß Sie kein Zutrauen zu seiner Arbeit hätten und doch durch direkten Abschlag ihn nicht beleidigen möchten. In diesem Glauben sandte ich ihm sein Manuscript zurück, fürchtend, in seiner

[1]) Gemeint ist „Uli der Knecht."

Ungedult möchte er über mich herfahren und schrieb ihm da er so nahe bei Biel sei, so möchte er dort an Ihre Buchhandlung sich wenden, an Herrn Schüler, den er kennt, vielleicht so werde er am schnellsten zum Ziele kommen [1]). Es scheint nicht, daß er es gethan. Ganz dringend für die Menschheit fand ich seine Schrift nicht, darum ward ich auch nicht zudringlich. Sie enthält hie und da gute Sachen, aber weder Sie noch ich hätten Zeit, sich vor unsere 3 Monat alten Kinder an Boden zu legen auf den Rücken und bald ein Bein zu heben, bald einen Arm, bald Alles zugleich und zu guter Letz uns vom Bauch auf den Rücken zu wälzen und umgekehrt, und so einige Stunden des Tages. Dafür muß man eben Elias sein.

Es wäre sehr schade gewesen, wenn Ihre Volksbibliothek eingegangen, sie enthält des Guten sehr viel. Die Gleichgültigkeit für Sie ist ein Beleg dafür, daß unser Volk noch keinen Trieb zur Belehrung hat. Es hat den Instinkt, daß es nicht will belehrt, sondern belebt sein. Daher hielt ich schon lange dafür, daß man durch das sogenannte Gemeinnützige, so schön dasselbe an sich ist, so nothwendig es wäre, nicht ans Volk kömmt, daher habe ich es auch in meinem Kalender zum großen Theil fallen lassen und das Wenige lebendig zu machen gesucht. Wenn Sie mir gütigst die Bemerkung erlauben wollen, so möchte vielleicht hier ein Grund liegen, warum die Volks-Bibliothek nicht den verdienten Anklang gefunden. Das Gemeinnützige im weiten Um-

---

[1]) Dr. Schneider betrieb neben der Druckerei in Biel noch einen Buchhandel, dessen Leiter Ernst Schüler war.

fange des Wortes zieht vor, und für dieses ist das Volk noch kalt [1]).

Ein anderer Grund liegt in dem Mangel der Gewohnheit an periodischen Blättern. Des Abonnierens ist man in weiten Strichen des Landes noch gar nicht gewohnt. Daher zieht auch die Wohlfeilheit nicht an in dem Maße, als man glauben sollte. Weder theuer noch wohlfeil wollen sie etwas zum lesen. Beim Abonniren für ein Blatt kann man sich vorher lange besinnen, kömmt zu kaltem Blute, oder unterschreibt man bei warmem Blute für ein Jahr, so ist man für das nächste schon zu faul geworden, zu bedächtlich, läßt es schlitten und sieht zu, ob man es ohne dasselbe machen könne. Es geht, man bleibt davon weg und so schwinden die Abonnenten von Jahr zu Jahr, wenn auch das Blatt gleich vortrefflich bleibt.

Ich habe zwar keine praktische Erfahrung, aber so kömmt es mir vor. Ich möchte daher nie mich unterfangen, ein periodisches Blatt zu versuchen. Was ich schreibe, muß ich fast wie Benggel unter die Schweine werfen, einzelne Brocken; die Herde fährt auf, schnappt in der ersten Bewegung darnach, kriegt es mit einem Griff, nach 8 Tagen ist schon mancher reuig, daß er 5 Bz. ausgegeben, aber er hat's und damit Punktum.

Daher möchte ich auch für Dienstboten nicht in dieser Form auftreten, sondern wiederum mit Benggeln, wie bis dahin, einzelne Lebensbeschreibungen von Knechten und Mägden, die glücklich und unglücklich werden,

---

[1]) Dies Urteil über die Volks-Bibliothek trifft vollständig zu. Das Unterhaltende tritt auffallend zurück; sie ist vorwiegend belehrend.

jedoch allemal dabei auch die Meisterleute in ihrem Verhältniß zu den Diensten genau gezeichnet. Wenn man Kopf, Anschauung und Zeit genug hätte, so ließe sich diese Idee herrlich durchführen. Da könnte man das Leben aller Classen aufrollen in seiner eigensten Eigenthümlichkeit.

Einen solchen Benggel habe ich bereits zugeschnitzt, er ist mir aber zu plump und grob gerathen und wird wegen seiner Schwerfälligkeit nicht die Verbreitung finden, welche ich der Sache geben möchte. Es scheint auch, der Buchhändler habe nicht besondern Fiduz; denn er hat ihn bereits drei Wochen und mir noch keine Antwort gegeben. Freilich ist's Neujahrszeit.

In Wangen haben sie eine sehr gescheüte Großrathswahl getroffen [1]). Nehmen Sie sich den Mann ins Auge; es ist in Bern Niemand, der nicht von ihm lernen kann. Das ist ein Bäuerlein mit 2 Kühen, der theologisch-philosophisch gebildet ist, nicht nur, wie ich keinen Bauern weiß Land auf Land ab, sondern noch gar mancher würde schwitzen ob ihm, der Theolog oder Philosoph sein sollte.

Genehmigen sie die Versicherung wahrer Hochachtung von Ihrem ergebensten Alb. Bitzius.

4.

Lüzelflüh, den 22. April 1842.

Hochgeachteter Herr!

Sie werden sich nicht erinnern, daß in Basel ich gefragt, ob die geforderten Tabellen über den Cretinis-

---

[1]) Es ist der Amtsrichter Joseph Burkhalter (1787—1866). Vgl. G. Joß, Briefe des Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter (1897), S. 105.

mus von Lüzelflüh eingekommen seien?[1]) Sie meinten, der Auftrag sei erfüllt worden; es scheint aber, Herr Dr. Lüthi habe nicht für gut gefunden, demselben nachzukommen. Denn nachdem er sich erst geweigert hatte, da mir der Auftrag zugekommen war, kam er später zu mir, nahm die Tabellen wieder zur Hand und erklärte, daß er in den Gemeinden Rüegsau, Rüederswyl und Lüzelflüh die Sache übernehmen wolle. So verließ ich mich darauf und habe auch nichts mehr in Händen. Ich werde ihm noch heute schreiben, daß er des Auftrags mit Beförderung sich entledige. Uebrigens ist die Mühe hier klein; denn ich denke, in der ganzen Gemeinde sei höchstens 1 Cretin und kein halbes Dutzend Blödsinnige.

An der medizinischen Pfuscherei hätte ich bereits den Titel gemacht: Wie es Hansli Jowäger mit dem Doktern geht[2]). Das Ding wird mir aber schwer, da ich im medicinischen Theil nicht zu Hause bin und die in Händen habenden Schriften mir über die Hauptsache keinen Aufschluß geben, nämlich über einige Krankheitsformen, die bei Pfuschern gedoktert und verdoktert werden und mit was? Hätte ich dieses, so wäre das Ganze leicht, z. B., wie verpfuscht dieser oder jener gallichte oder nervöse Fieber, Brust- oder Leberentzündung, wie

---

[1]) Auf Anordnung der bernischen naturforschenden Gesellschaft fand im Jahre 1841 eine Zählung der Blödsinnigen und Kretins statt. Schweizerische Viertel-Jahrsschrift 1842, S. 224.

[2]) Ueber die Entstehung von Gotthelfs Buch „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht" vgl. in der Volksausgabe Vetters den Ergänzungsband S. 564 ff.

geht ein anderer mit Auszehrung, Wassersucht, hysterischen Uebeln um, wie mit offenen Schäden, wie bei Kinderkrankheiten? Hieran ließe sich die rührsame Geschichte einer ganzen Haushaltung knüpfen.

Fueter [1]) hat es übernommen, Einsicht zu nehmen von dem Geschriebenen, aber erst muß ich etwas schreiben, ehe ich etwas zur Einsicht senden kann und eben da fehlt es.

Aber was soll eine Schrift gegen die Quacksalberei, wenn sie von oben begünstigt wird? was eine gegen den Aberglauben, wenn hohe Beamtete sich von der berühmten Wahrsagerin in Huttwyl, dem Bocksäckeli [2]), wahrsagen lassen in amtlichen Untersuchungen, um den Schuldigen herauszufinden? Man hat in Bern noch keine Vorstellung, wie trüb es unter manchem herrscheligen Rock aussieht. Weil aber in That und Wort, in privat und amtlicher Stellung ungestraft und unverholen jeder Streber nach wahrer Bildung verhöhnt und gelähmt wird, so bildet sich auf dem Lande immer mehr die Ansicht, mit der Bildung des Volkes sei es in Bern selbst nicht mehr Ernst.

Die Untersuchungsakten werde ich baldigst Ihnen wieder zugehen lassen [3]). Das Lustigste in denselben ist, daß der Beck in Sumiswald nur Luzerner gedoktert

---

[1]) Prof. Dr. Emanuel Eduard Fueter (1801—1855). Vgl. Berner Taschenbuch 1886, S. 1—72.

[2]) Ueber diese Wahrsagerin vgl. Ergänzungsband zur Volksausgabe S. 612, und Anne Bäbi S. 293, 304.

[3]) Gemeint sind die von der Sanitäts-Kommission über medizinische Pfuscherei gesammelten Akten, die sie Gotthelf zur Verfügung gestellt hatte. Vgl. im Ergänzungsband zur Volksausgabe der Werke des Jeremias Gotthelf S. 570.

haben will, um die es nicht schade ist. Weiß dann Doktor Jost nichts vom Seppi in Burgdorf und dessen Wunderelixir?

Mit besonderer Hochachtung Dero ergebenster

Alb. Bitzius.

5.

Lüzelflüh, den 14. Mai 1842.

Hochgeachteter Herr!

Hier sende ich Ihnen einen Theil der Akten mit großem Dank zurück; hinter den dicken Band zu gehen hatte ich noch nicht Zeit, werde es aber thun so bald möglich.

Am meisten Dank bin ich Ihnen für ihren Brief schuldig; derselbe warf mir mehr Heiteri in die Dunkelheit als Alles übrige.

Zugleich lege ich die Tabelle bei, welche Lüthi endlich aus den Händen gegeben; sie beschlägt die gantze Gemeinde, und ich glaube nicht, daß Auslassungen stattfinden. Die Tschauteli im Spital werden kaum daher gehören, da sie reden und gehen können.

Endlich kömmt der Anfang einer Geschichte mit [1]), verbunden mit der höflichen Bitte, denselben dem Fueter zu übermachen samt beigelegtem Brieflein zur gefälligen Durchsicht. Sollten Sie Zeit haben einen Blick hinein zu thun, so würde ich auch Ihre Bemerkungen mit besonderem Danke empfangen. Es geht mir aber auch hier wie bei den frühern, aus einer projektirten Broschüre

---

[1]) Anne Bäbi Jowäger.

giebt's ein Buch. Es ist hier bloß ein kleiner Anfang, und die Hauptsache soll sich erst bei Jacoblis Familie aufrollen.

Mit besonderer Hochachtung verharrend, Ihr ergebenster

Alb. Bitzius.

6.

Lüzelflüh, den 25. Februar 1843.

Hochgeachteter Herr!

Vor allem aus mache ich meine ehrerbietigen Entschuldigungen, daß ich das Mitkommende so lange behalten. Das Eine oder das Andere war mir lange nothwendig und so wurde Eins um des Andern willen zurückbehalten, bis ich doch nun endlich nicht länger darf.

Fueter wird Ihnen Bericht erstattet haben über Art und Weise, wie ich mich an die Aufgabe gemacht. Indem ich eine Haushaltung zu Grunde gelegt, theils die Pille zu würzen, theils sie einzuhüllen, wuchs mir der Stoff zu mächtig an, so daß ich ihn nicht naturgemäß reifen und zu gleicher Zeit in ein anständig Maß bringen konnte. Ich brach daher bei der schicklichsten Veranlassung, bei einer Heirath ab, so daß das Buch in ästhetischer Rücksicht als vollendet gelten kann, während es es in medicinischer Beziehung nicht ist. Es kömmt daher als für sich bestehend heraus. Die Aussicht auf 2 Th(eile) hätte die Verbreitung gehindert. Ich gedenke aber unverzüglich an die Bearbeitung des 2. Theiles zu gehen, welcher ernsthafter werden und tiefer in das Wesen der Sache eindringen soll.

Der Buchhändler hat mir versprochen, das Anne Bäbi Jowäger um Ostern herum fertig zu machen, obgleich es erst in Druck gekommen[1]). Der zweite Band kann dann ein Jahr später folgen.

Es ist ein Fehler von mir, daß ich mich in jeden Stoff verbeiße, aber wenn das Volk etwas lesen soll, so muß man ihm dasselbe Zetten und in Bildern vorführen. Gedanken zu verdauen und auseinander zu nehmen, vermag es nicht. Zudem dringt Mediciniren so tief in Leben und Haushaltung ein, hängt mit menschlichen Schwachheiten aller Art so innig zusammen, daß man ein anschaulich Bild desselben nicht in einen kleinen Rahmen fassen kann, so wenig als eine große Summe in einen kleinen Geldseckel.

Verwundert hat es mich, daß die wenigsten Aerzte von der Quacksalberei etwas wissen, als über sie zu schimpfen, die wenigsten haben bestimmte Sünden derselben angeführt, geschweige denn deren Folgen.

So lange aber in unserm Staate keine Einheit ist, jeder in seinem Amte wie von einem befestigten Posten aus gegen einen ihm gehässigen Stand feindselig agiren kann, z. B. der Jurist gegen den Arzt, so lange bleibt natürlich die Quacksalberei nicht nur, sondern wird sich noch mehren; denn jedes Unkraut, das nicht ausgeroitet wird, nimmt überhand.

Nochmals meine Säumniß entschuldigend, verharre mit besonderer Hochachtung Dero gehorsamer

Alb. Bitzius.

---

[1]) Anne Bäbi Jowäger erschien 1843 bei Jent und Gaßmann in Solothurn.